

Nr. 200 Bromberg, den 1. September 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn**. Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er hatte keinen Wirkungskreis, nichts, womit er sich nutzbringend beschäftigen konnte. So, in der gleichen Ordnung, war es auf dem Hofe zugegangen, als er noch im Felde war. Seine Heimkehr hatte nichts geändert, nichts gebessert. Er stand umher, aber er konnte sich nicht eingliedern.

Wann i draußen blieben wär', dachte er ingrimmig, da wär's a net anders g'wesen. — Is ganz Wurscht, ob i daham bin oder net. — I denk' ma manichsmal, i bin glei ganz überflüssi.

Im Tale trennte sich der Hirschgruber Wastl von den beiden andern und ging seinen Geschäften nach. Der Hannes nahm die Gäule, die noch trauriger und betrübter aussahen wie tags zuvor, und zog sie an den Halfterstricken zum Amtshause. Hier legte ihnen der Sepp sachgemäß die Traggestelle auf, hing die Körbe rechts und links und marschierte dann, ohne Wirtshausrast, wieder dem Berge zu. An einer geeigneten Stelle fütterte er ausgiebig, ließ die Rösser aus einem blanken Wässerchen trinken und trieb dann langsam — da die Tiere sehr schwach waren — gegen Oberdorf zu. Nach vielen Rasten traf er dort gegen Abend ein.

Die Gäule wurden einquartiert, das Material versorgt, und dann saß der Gairinger — der Hannes war heimgegangen — neben dem noch immer im Bette liegenden und fluchenden Florl. Ein ausgiebiger Sterz und daran anschließender Alkohol beruhigten einigermaßen sein unwilliges Gemüt. Als er seine Pfeife im Munde hatte, war er zufrieden.

„Was willst denn eigentlich mit die Rösser?“ fragte er den Florl. Der sagte: „Mit die Rösser? Gar nix will i — oder eigentli doch. — Hast sie ang'schaut? Natürli san s' herunter, aber sonst prima! — I wer probieren, ob ma net hier am Berg solchtene Rösser züchten könnt'. Die MG wer'n ja auch im Frieden solchtene Rösser brauchen. Der Hengst is a Mordskerl, der is direkt aus die Karpathen. Dort züchten die Bauern solchtene Rösser.“

Der Gairinger schüttelte den Kopf.

„Mei Liaba, du bist wohl no a bissel plem? Wo kane MG san, braucht ma a kane Rösser. — Glaubst denn, daß mir, die steirischen Schützen, no amal aufg'stellt wer'n?“

„Ganz g'wiß wer ma aufg'stellt“, sagte der Florl zornig. „Bis da Rummel amal vorüber is, dann geht's wieder los. Und dann ham' ma Rösser, wann wir, die Zweite MG, wieder einrücken tuan“, fügte er listig hinzu.

Der gute Florl! Er konnte und wollte nicht glauben, daß für die steirischen Schützen alles zu Ende war. Nein — das konnte einfach nicht sein!

Der Gairinger aber sagte grob: „Florl — du bist sonst a ganz g'scheiter Kerl; aber hiatzt muaß i da sagen, daß 's mit da Zweiten MG ein für allemal zu End' is. Tut ma lad gnua. Aber hin is hin. Und mir müssen schauen, daß ma was zu tuan kriagen, sonst fahr' i aus meiner Haut. Dös Leben daham is für mi ganz schreckli — i kann mi net g'wöhnen. Arwat muaß ma kriegen, viel Arwat — sonst geh' i no auf und davon! Der Toni, der woaß a net, was anfangen. Und i? Und du? Und da Ladenhausen? Dö zwa Spitzbuaben, da Heinrich und da Zinner, dö san ja versorgt; aber i glaub' net, daß dö zwa lang aushalten bei dera Jagerei. Siagst net, daß mir, die Männer, die was hamkommen san, nur alleweil so umananderstengan tun? Mir ham' die Pratzen im Hosensack und schauen in d' Luft. Spürst net, daß unsere Plätz' von vor dem Kriege besetzt san? Was, zum Teifel, soll ma denn eigentlich anfangen?“

Ja — das war es! Der Sepp hatte recht. Man stand herum. Das bißchen Schindel auflegen, Zaun ausbessern, Brunnen richten und was im Hof so Kleinigkeiten waren, die konnten das Leben nicht füllen. Das dumpfe ewige Einerlei des heimatlichen Tages zehrte an den Männern, die gewohnt gewesen waren, ihr Leben täglich in die Schanze zu schlagen.

„Hast recht, Sepp“, meinte der Florl. „Aber mir san ja er hamkommen. Mir müassen uns g'wöhnen. Arbeit gibt's; mir wer'n welchene finden. Geduld muaß ma ham'“ — er seufzte — „Mir geht a mei G'wehrl sakrisch ab...“

Der Gairinger verabschiedete sich.

„Mir wern's überschlafen!“ sagte er. „Aber lang' halt i's net aus, so umananderstengan.“

*

Die Novembertage verflossen.

Die Männer hatten in ihren Höfen Arbeit gefunden, die zur Abwehr der Folgen schlechter Jahreszeit nötig war. Als der erste richtige Schneesturm einsetzte, konnte er wohl Wald und Hang, Hof und Stall in Massen dicken Schnees einhüllen, aber Schaden wurde keiner gemacht. Die Leute saßen in der warmen Stube, schaufelten täglich den Steig zum Stalle, zur Scheune, zum Brunnen aus. Das Spanlicht brannte wie in alten Zeiten. Man saß um den Kachelofen, schnitzte an Stielen von Waldgerät, schärfte Sägeblätter und Äxte, kroch nach der abendlichen Viehfütterung frühzeitig in die Federn und stand beim ersten Morgengrauen auf, um den Tageskampf mit dem Winter wieder anzuheben.

So verging die Zeit. Außenarbeit kam keine. Die war in festen Händen. Der Fiederer und der Zinner hatten schweren Dienst. Die Zeit war für Raubschützen nicht günstig, der tiefe Schnee hinderte viele Bratengierige aus den Tälern, die Wälder abzustreifen. Dann munkelte man aber auch von einem schreckvollen Zusammentreffen der Talleute mit Hütern der Wälder, das für die ersteren kläglich verlaufen war. Sie mußten flüchten, verfolgt von einer Serie vorzüglich liegender Schüsse, die ihnen zwischen den hüpfenden Beinen durchflitzten. Damals waren auch einige Köter, die mit von der Bratenpartie gewesen, erschossen worden. Vorderhand getraute man sich nicht mehr, Hirschbraten zu jagen. Und das war schließlich der Zweck und das Ziel des neuen Wildschutzes.

Dem Kralizek wuchs die Naht am Schädel richtig und ohne weiteren Schaden zusammen, was bewies, daß ein

studierter Doktor auch ganz gut ein ordentlicher Schneider sein kann. Die Nase des Florl bekam langsam ihre ursprüngliche Form, aber o Wunder — man kann's glauben oder nicht —, der Stockschnupfen war weg — fort — auf Nimmerwiedersehen!

Der Rothschädel war's zufrieden.

„A sakrische Kur is' scho g'wesen", meinte er, „aber g'holfen hat's. — I wir dem Bertl a Bier zahlen, z'wegen mein' Schnupfen. — Hat der Kerl akarat g'wußt, was ma not tuat!"

Er lachte. Seine Gäule fraßen, was das Zeug hielt. Der Hannes kam nicht zum Gairinger, weil die Frau Mutter eine Erhöhung des Personalstandes mit Rücksicht auf „schwere Zeiten" nicht für angebracht hielt. So pflegte der Bub die Gäule vom Florl und freute sich, wenn der struppige Pelz der Tiere langsam Glanz und Geschmeidigkeit bekam und Bäuche und Schenkel Fleisch ansetzten.

Wolf war immer um den Jungen. Der schüttelte seine Gedanken, Meinungen Hoffnungen, Sorgen und Wünsche dem Hunde vor. Er sprach mit ihm wie mit einem hellhörigen, aber stummen Kameraden. Und der Hund ließ den Buben keinen Augenblick allein.

Gewiß, der Toni war der Herr und Obergott. Aber da war noch der Hannes. Das war wieder ganz etwas anderes. Mit dem konnte man im Schnee raufen und sich überkugeln.

Vor Weihnachten kam der Postseppl, der jetzt nur einmal in der Woche den schweren Abstieg machte, mit einem Zettel vom Forstmeister an den Rottenmanner, der den hinab in das Forsthaus rief. Als sich der Toni den haftenden Schnee von den Genagelten klopfte und eintrat, sagte der Forstmeister:

„Also, Rottenmanner, ich hab Arbeit für dich. Die Italiener, die kaufen jetzt Holz von uns. Net nur von uns — von allen Herrschaften und auch vom Staat. Mir ham' oben im Niedertauern vier Schläg', die was reif san. Lärchen und Tannen. Da brauch' ich einen Vormann und eine Partie. Net viel Leut', aber solche, die was ihre Arbeit verstehen. Kannst eine Partie zusammenstell'n?"

Der Toni überlegte. Das wäre natürlich Hilfe, die Rettung vor der drohenden Arbeitslosigkeit.

„I wer mit a paar Leut' reden, Herr Forstmasta", sagte er. „Vielleicht, daß i a klane Partie z'sammenbringen tua. Ich schick Nachricht, wann i so weit bin. Bis in an, zwa Täg' — da schick i den Hannes abi, mein' Buam."

Der Forstmeister war damit einverstanden. Und der Rottenmanner überlegte jetzt auf dem Heimweg, wen er zur „Partie" nehmen könnte.

Da war zuerst der Gairinger, der war frei.

Dann der Hannes.

Dann möglicherweise auch der Rothschädel und der Ladenhausen. Die hatten nichts zu tun, saßen in ihren Hütten und langweilten sich.

Den Kralizek konnte er leider schlecht brauchen für die Arbeit. Ja, wenn der kochen tät' und das Gewand in Ordnung halten und die Hütten heizen — dann ging es vielleicht; denn auch fürs Essen und für den Hüttendienst brauchte man einen.

Aber die Hauptstützen fehlten. Der Fiederer und der Zinner! Wie er diese Lücken füllen würde, wußte der Toni nicht.

Als er oben eintraf, sandte er den Hannes zu den Männern, sie sollten am nächsten Abend zu ihm in die Hütte kommen. Da wollte er die Sache mit den Freunden besprechen.

Alles löste sich. Der Holzbedarf des einstigen Kriegsgegners Italien wuchs täglich. Gute Lire wurden gezahlt, Lieferungskontrakte geschlossen, in den Wäldern des Alpenlandes Klein-Österreich schallten unermüdlich die Axtschläge, kreischten die Waldsägen, und die stürzenden Riesen des heimatlichen Waldes gingen in fremdes Land. Das eigene Geld aber fiel mit unheimlicher Schnelligkeit. Rohstoffe gingen aus, Lebensmittel wurden immer knapper, und die amerikanischen Schweinehändler setzten ihr oft nicht mehr sehr wohlriechendes Kriegsfett mit gutem Erfolge in Zentraleuropa ab.

Der Toni Rottenmanner hatte seine „Partie" zusammengestellt und war eine Woche vor dem Weihnachtsfest in den Schlag 73 aufgestiegen, der zuerst niedergelegt werden sollte. Er hatte mit dem Forstmeister eine Vereinbarung getroffen bezüglich der nötigen Lebensmittellieferung. Der sollte vom Lohn jeden Sonnabend alles einkaufen, was fünf ausgewachsene Holzknechte, ein sechzehnjähriger Bub und ein großer Hund so über eine Woche etwa brauchen konnten.

Abwechslungsreich war der Speisezettel ja nicht. Schmalznocken, Sterz, Bohnensuppe, Mehlschmarren — natürlich in entsprechenden Portionen. Kam der Sonnabend, so stand schon der Hannes im Forsthaus mit einem der Tragtiere Rothschädels. Der Wolf ging bei diesem Sonnabenddienst mit dem Hannes zu Tal. Waren die Dinge verladen, dann stieg der Bub noch in der Nacht auf und traf gewöhnlich gegen Mitternacht ein.

Die Partie bestand aus:

Toni Rottenmanner, dem Vormann,
Hannes Rottenmanner,
Sepp Gairinger,
Mathes Ladenhausen,
Florian Rothschädel,
Wolf, dem Hund, und
Wenzel Kralizek, der seine Schneiderei an den Nagel gehängt hatte und oben, in der „Hütten", für das leibliche Wohl seiner Kameraden sorgte wie eine geborene Hausmutter.

Der Fiederer und der Zinner fehlten. Die hielten den Wald rein. — Der Teufel wußte, wie sie es anstellten. Aber der Forstmeister konnte zufrieden sein. Ihre Methoden verrieten sie nicht. Jedenfalls machten die Talmenschen ein sehr mürrisches Gesicht, wenn von den Wäldern gesprochen wurde, in denen die zwei umhergeisterten.

Die „Hütten" war genügend geräumig. Sie hatte eine ordentliche Kochstelle, die Lagerpritschen waren mit dickem Waldmoos bedeckt, über das dann die Schlafkotzen gelegt wurden. Ein roher Tisch war da, eine Petroleumlampe, die aber nur im Notfalle in Funktion trat. Das Spanlicht flackerte und wurden vom Wenzel betreut. Der Hund paßte auf, daß alles in Ordnung ging. Die Männer, die im Walde arbeiteten, wünschten es sich gar nicht besser. Todmüde kamen sie heim, aßen, warfen sich auf das Lager und waren in kürzester Zeit eingeschlafen.

Der Sonntag war arbeitsfrei. Da saß man um die Feuerstelle, rauchte sein Pfeifchen und plauderte. Der Schneider aber stopfte die Löcher in den Hosen und Joppen, nähte mit Eisengarn die Knöpfe fest und kochte zu Ehren des Sonntags einen echten Kaiserschmarren — ohne Milch und Ei.

*

Im Jänner erschütterten zwei wichtige Ereignisse — ein vorhergesehenes und ein unvorhergesehenes — die kleine Gemeinschaft. Des Mathes Aloisia bekam einen Buben. Da mußte der Bauer auf acht Tage heim, nach der Wirtschaft sehen.

Das unvorhergesehene Ereignis war bitterer. Rothschädels Mutterl starb. Eine Lungenentzündung war über sie gekommen, und ein sanfter Tod nahm sie. Der alte Pfarrer saß bei ihr, gab ihr gute Worte hinüber in die Ewigkeit, indes der Florl in der Stubenecke hockte, die knochigen Finger in Verzweiflung knacken ließ und jetzt erst eigentlich drauf kam, wie sehr er am Mutterl hing. Aber das Schicksal war unerbittlich. Und der Hof brauchte Leitung, Pflege, Aufsicht. Der Rothschädel schied aus der Partie — vorläufig.

Es war ein gar schönes Begräbnis am winterlichen Bergfriedhof. Die ganze Partie war gekommen, um von Florls Mutterl Abschied zu nehmen und ihr die letzte Ehre zu erweisen. Auch das Dorf war vollzählig da bis auf die Jungen, die weit entfernt im Gebirge bei der Arbeit waren.

Der Hirschgruber Wastl gab dem mutterlosen Florian für die erste Zeit das Mariele auf den Hof. Die Kleine tat ihr möglichstes, konnte aber natürlich auf die Dauer die viele Arbeit in Haus und Stall nicht bewältigen. So mußte der Rothschädel sich nach einer erwachsenen weiblichen Hilfe umsehen.

Eine solche fand er in der Schwester der Aloisia Ladenhauserin. Ein festes Frauenzimmer, das von einem entfernten Berghof gekommen war, um den Ladenhausen junior zu betreuen, bis die Kindsmutter wieder auf dem Posten war. Katharina hieß sie, wurde Kathel genannt und übernahm ohne viel Federlesen die Wirtschaft auf dem Hof vom Florl.

„Tüchti is sie", sagte der Florl, „tüchti — und zuaspringli in jeda Arwat — aber halt resch — resch!"

Er schüttelte den Kopf — voll Besorgnis.

Teifi — Teifi, dachte er, dös wär ane, die was zu aner Bäuerin passen tät' — aber heiraten? Net um a G'schloß!

Immerhin dauerte es Wochen, bis die aus den Ereignissen entsprungenen Weiterungen wieder geebnet waren.

Der Rottenmanner arbeitete oben im Wald mit dem Hannes für zwei, aber sie konnten es allein doch nicht schaffen. Zuerst kam der Ladenhausen zurück, nahm wieder die Axt, spuckte in die Fäuste und sagte:

„Na ja — so a Bua — dös is scho was. Aber alleweil dös G'schrah und dös Umananderspringen! I bin überhaupt immer in die Winkel g'standen, weil i akarat immer im Weg war. — Na, da bin i halt wieder!"

Vierzehn Tage später kam der Florl.

Er kam mit merkwürdiger Hast den Berg hinaufgestiegen, redete nicht viel und stürzte sich in die Arbeit.

Abends, vor dem Schlafengehen, sagte er mit einem schiefen Blick auf den Mathes: „Dö Weiber, Himmisakra, wann ma denen a klanen Finger hinzagt, dann wollen s' glei die ganze Hand. Ja, Schnecken, so blöd is da Florl net! — I bin abg'fahren, wia i zu stark ins Gedräng' kommen bin."

Nachdenklich fügte er hinzu:

„So a Hof — dös is a sakrische G'schicht ohne an Frauenzimmer. — Na, i wer ma's no überlegen..."

Der Fiederer und der Zinner kamen in der letzten Zeit immer häufiger, um des Abends mit den Freunden ein Pfeifchen zu rauchen und in der Holzknechthütte — nach Vertilgung einer Riesenportion Mehlschmarren — zu nächtigen.

Kamen sie aber tagsüber vorbei, dann sahen sie unschlüssig und neiderfüllt den Kameraden zu. Es kam vor, daß der eine oder der andere seine Waffe an einen Baum lehnte, die Joppe auszog und zu sägen begann, daß es nur so rauchte.

„Mir müssen dem Hannes a bissel helfen", meinte der Heinrich. „Und überhaupt, dös Spazierengehen im Wald, dös is nix für uns. Dös wird ma akarat scho langweili."

Es war Sonntag. Der Hannes war hinunter in die Kirche und auch, um das Mariele ein wenig zu besuchen. Der Ladenhausen hatte den freien Tag benutzt, um nach Weib und Buben zu sehen; der Rothschädel war aus unbekannten Gründen hinab — „A bissel nachschauen muaß ma doch, was los is am Hof."

Der Gairinger hatte sich schön gemacht und stieg wahrscheinlich einer festen Dirn nach.

Blieben der Schneider und der Rottenmanner. Der Hund war, wie immer, bei dem Hannes.

Die Zurückbleibenden beschäftigten sich mit kleiner Sonntagsarbeit; der Wenzel nähte und besserte das Arbeitsgewand der Partie aus, der Toni schärfte Äxte und Sägeblätter.

Zwischendurch lief eine kleine Unterhaltung — Sätze — Worte, die Gedanken von einem zum anderen trugen.

„Was wohl der klane Ungar machen tut?" fragte der Wenzel.

Ja, darüber hatte sich der Toni zeitweise den Kopf zerbrochen. Er, der Toni hatte den Jungen nicht vergessen, wenn er auch nicht darüber sprach. Aber bei den Herren?

„Die ham' halt a wengerl a schlecht's Gedächtnis!" Der Toni seufzte. Dann rauchte er stillschweigend weiter.

Ende Februar kam eine Änderung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Drohnenschlacht.

Ehe der Wintervorhang fällt, führt die Natur den Schlußakt eines ihrer größten Dramen auf — des Dramas des Lebens im Bienenstock. Es ist ein Drama von Liebe und Haß, von Armut und Reichtum, von Selbstaufopferung und Gier, und es erreicht seinen tragischen Höhepunkt in einer Szene der Schwelgerei und des Todes.

Lassen wir das Geschehnis kurz an uns vorüberziehen.

In dem Palaste der Bienen, wo die Arbeiterinnen und Baumeisterinnen ihre wächsernen Terrassen von sechseckigen Honigwaben mit unheimlicher Genauigkeit errichtet haben, pulsiert seit dem Beginn des Frühlings ein emsiges Leben. Seit dem Augenblick, da die Königin sich aus ihrer Wintererstarrung regte, ist sie, umgeben von ihren Dienerinnen, die ihrer Majestät niemals den Rücken zukehren, von Zelle zu Zelle geschritten, um in jede ein Ei zu legen.

Im Frühjahr wird eine neue Generation geboren. Aus den unbefruchteten Eiern entstehen die Männchen oder Drohnen, aus den befruchteten Eiern die Arbeitsbienen oder verkümmerten Weibchen. Später kommen aus den Königinnenzellen (Weiselzellen), wo die Larven aus ähnlichen befruchteten Eiern sorgfältig mit einer besonderen Kost, dem „Königinnenbrei", gefüttert worden sind, die jungen Prinzessinnen hervor.

Die Arbeiterinnen beginnen ihre Lehrzeit im Innern des Stocks; sie bauen, reinigen, warten die Jungen und gehen anderen Pflichten nach. Wenn sie älter geworden sind, fliegen sie aus, um Nektar und Blütenstaub zu suchen und damit ihre Vorräte aufzufüllen.

Die Arbeitsbienen führen ein schweres Leben. Im Frühling nimmt die Bevölkerung manchmal so rasch zu, daß die Arbeiterinnen, die spät am Abend heimkehren, sich aus dem Stock verdrängt sehen und in der kalten Nachtluft umkommen. Im Sommer werden sie dadurch, daß sie auf ihren wiederholten Flügen die Hälfte ihres Eigengewichtes in Honig oder Blütenstaub heranschleppen, so beansprucht, daß sie nur kurze sechs Wochen leben, während die Arbeiterinnen, die zu einer späteren Jahreszeit geboren werden, im allgemeinen sieben Monate alt werden.

Die Königin, die nicht wie die Arbeiterinnen ausgerüstet ist, bleibt im Stock, denn ihre Aufgabe ist es, Eier zu legen. Aber auch ihr Leben ist ein Leben der Selbstaufopferung. Schließlich kommt eine der jungen Prinzessinnen aus einer Weiselzelle hervor, und die Königin wird abgesetzt. Von einigen Getreuen begleitet, muß sie den Stock verlassen und ein neues Heim suchen, um Platz zu machen für die neue Generation.

Wenn der ausersehene Tag herankommt, entsteht im Bienenstock eine große Unruhe, und die Temperatur steigt so hoch, daß die wächsernen Wände oft erweichen und ihre Form verlieren. Plötzlich strömt ein großer Schwarm von Bienen aus dem Stock, und nach einem kurzen Aufenthalt folgt er der Königin, bis sie sich niederläßt. Der Schwarm ballt sich um sie herum zu einer schwarzen Traube zusammen und wartet auf Nachricht von den Kundschafterinnen, die auf die Suche nach einem neuen Obdach ausgezogen sind. Dies ist der Zeitpunkt, wo der Imker den Bienen ein neues Heim bieten muß, wenn sie ihm nicht für immer entschwinden und verlorengehen soll.

Im neuen Stock machen sich die Bienen sogleich daran, die neuen Honigwaben zu erbauen, und sobald die Zellen fertig sind, setzt die Königin das Eierlegen fort, bis sie schließlich völlig unfruchtbar ist. Hiernach ist ihr Schicksal ungewiß; entweder wird sie von ihrer treuen Gefolgschaft in einem dunklen Winkel beschützt, bis sie eines natürlichen Todes stirbt, oder sie wird von einer jüngeren Königin, die an ihre Stelle getreten ist, getötet.

Inzwischen ist in dem alten Stock eine junge Prinzessin aus ihrer Weiselzelle herausgekommen. Ihr erster Trieb ist, alle ihre Nebenbuhlerinnen zu töten, und wenn sie daran nicht gehindert wird, geht sie von Zelle zu Zelle, reißt die Wachsdeckel auf und ersticht ihre halbentwickelten Schwestern, deren Leichen dann von den Arbeiterinnen aus dem Stock entfernt werden. Meistens jedoch verhindern die Arbeiterinnen dieses Blutbad, bis die Prinzessin sich vermählt hat, anscheinend als eine Vorsichtsmaßregel für den Fall, daß sie von ihrem Hochzeitsflug nicht zurückkehrt. Wenn die Prinzessin sich nun bei ihrer Wanderung von einer Zelle zur anderen in ihrem mörderischen Vorhaben durch feindselige Wachen gehindert sieht, stößt sie einen wie der Ton einer fernen Silbertrompete klingenden Laut aus, den der Imker, die ihn auf eine Entfernung von zwei bis drei Meter hören kann, als Vorspiel zu einem „Nachschwarm" erkennt. Falls dieser Schwarm entsteht, bildet sich eine neue Kolonie mit einer unvermählten Königin an der Spitze. Die jungfräuliche Königin vermag Eier zu legen, aber ihre Nachkommenschaft wird aus lauter Männchen bestehen, und da diese müßigen Drohnen niemals auf Nahrungssuche gehen, muß die Kolonie schließlich verhungern.

Ist aber von Anfang an vorgesehen, daß die junge Prinzessin zur Königin des Stocks, in dem sie geboren wurde, werden soll, so muß sie sich einen Gatten nehmen. Zu diesem Zweck begibt sie sich auf einen Hochzeitsflug, denn die Natur besteht darauf, daß die Vermählung hoch oben in den Lüften stattfindet. Sie wählt den Tag und die Stunde, und

nachdem sie sich eine Weile vor dem Bienenstock aufgehalten hat, als wollte sie sich die Örtlichkeit, zu der sie zurückzukehren hat, einprägen, erhebt sie sich plötzlich in die Luft. Sogleich folgen ihr Tausende von Männchen aus anderen Stöcken. Höher und höher steigt sie empor, bis die schwächeren Männchen ihr nicht mehr folgen können; noch höher und höher, bis schließlich der stärkste Freier von allen sie einholt und erfaßt. Nur eine einzige kurze Sekunde der Verzückung sind sie im Fluge vereint; einen Augenblick später fällt der Bräutigam tot auf die Erde, nachdem seine Lebenskraft verausgabt ist.

Die Königin verläßt nach der Rückkehr in ihren Stock diesen nie wieder und sucht nie wieder einen anderen Liebesgefährten. Dies eine Hochzeitsfest reicht aus, um sie in den Stand zu setzen, bis zu ihrem Tode, der erst nach mehreren Jahren eintreten mag, bis zu anderthalb Millionen Eier zu legen.

Während dieses ganzen wechselvollen Dramas im Bienenleben verrichten die Drohnen keinerlei Arbeit. Ihr einziger Zweck besteht darin, ihre Art fortzupflanzen, und nur einer unter zehntausend gelingt dies. So will es das Gesetz vom Überleben der Tauglichsten bei der natürlichen Auswahl unter den Bienen.

Im Spätsommer erreicht das Drama seinen Höhepunkt. Die Drohnen kommen aus dem Stock hervor und wärmen sich im Sonnenschein. Bei ihrer Rückkehr verstopfen sie die Gänge im Stock und behindern die Arbeit, schmausen von dem Honig, bis sie dick und fett sind, und beschließen ihre Schlemmerei mit Schlaf. Das wird den Arbeitsbienen zu viel. Sie sagen sich, daß ihre Wintervorräte um jeden Preis bewahrt werden müssen. Tags darauf sehen sich daher die Drohnen beim Erwachen von denen jede mit einem winzigen Jungfrauen umgeben, von denen jede mit einem winzigen Tropfen Gift an der Spitze ihres Stachels bewaffnet ist. Die Amazonen greifen die Männchen an, schneiden ihnen die Flügel ab, zerstückeln ihre Leiber, reißen ihnen die Glieder aus und werfen sie aus dem Stock. Einige wenige Drohnen entkommen, kehren aber am Abend, von Hunger und Kälte getrieben und um Obdach bettelnd, zurück, aber nur, um aufs neue angegriffen zu werden.

So geht die Schlacht weiter, bis die Schwelle des Stocks mit Leichen besät ist und die siegreichen Arbeiterinnen mit ihrer Königin allein sind.

Wenn das Gemetzel vorüber ist, fliegen die müden Arbeiterinnen nochmals aus, um von den welkenden Blumen die letzten Honigbestände für ihren Wintervorrat einzusammeln. Viele von ihnen gehen im Regen und Wind zugrunde. Wenn die Blätter des Herbstes zu fallen beginnen, läßt die Emsigkeit allmählich nach, das Bauen hört auf, und die Geburtenziffer sinkt.

Zu Beginn des Herbstes stattet der Imker seinen Pfleglingen einen letzten Besuch ab. Denen, die mit Vorräten gut versehen sind, nimmt er Honig fort, um ihn in die Wohnungen ihrer weniger glücklichen Schwestern zu bringen. Dann deckt er, wenn er klug ist, die Stöcke zu und überläßt die Bewohnerinnen ihrer Winterruhe.

Von ihrer Leibwache umgeben, nimmt die Königin ihren Platz in der Mitte des Stocks ein; einige Arbeiterinnen sammeln sich um sie und hängen sich an die Zellen, andere ballen sich zu einem Klumpen über sie zusammen, um sie warm zu halten. Wenn diejenigen, die sich an der Außenseite des Klumpens befinden, die Kälte spüren, rücken sie nach innen, und andere nehmen ihre Stelle ein. Während sie so aneinanderhängen, reichen diejenigen, die den Zellen am nächsten sind, den lebenspendenden Honig an die anderen weiter, und da sich die Zellen allmählich leeren, rückt die ganze Kolonie langsam die Front der Wabe entlang. Anfänglich ist der Schlaf der Bienen unruhig, und sie wachen häufig auf; zuweilen, wenn die Sonne scheint, trauen sie sich zu einem Spazierflug hinaus. Aber wenn die Kälte einsetzt, gibt es außerhalb des Stocks kein Zeichen von Bewegung mehr und auch keines drinnen, außer dem kaum merklichen Schwingen der Flügel, die die Bienen bewegen, um sich warm zu halten, bis des Frühlings Sonnenschein wiederkehrt.

Fenn Sherie in „The Sphere-London.



Bunte Chronik



Was kostet ein Echo?

Eine auf den ersten Blick recht nebensächliche, für die Betroffenen aber überaus wichtige Rechtsfrage reift vor dem Sofioter Zivilgericht ihrer Entscheidung entgegen, die Frage: Was ist ein Echo wert? Es gibt da nämlich unweit der bulgarischen Hauptstadt ein Dörflein, das sich eines außergewöhnlich schönen Echos rühmen darf. Der Ruf, der dort zu den Bergen hinüber klingt, wird nicht weniger als siebenmal zurückgeworfen. Und das Echo von Maskub hat solches Aufsehen erregt, daß sich alle Sonntage ein stattlicher Strom von Spaziergängern aus Sofia in das Dörflein ergießt. Der Zustrom der Fremden ist den Eingeborenen natürlich recht angenehm, da er tüchtig Geld einbringt. Aber nun droht diese Einnahmequelle zu versiegen. Denn seit einigen Monaten hat sich dort eine Bergwerksgesellschaft eingenistet und eine Reihe von Sprengungen vorgenommen, die nicht weniger als sechs von den einträglichen Echos beseitigt haben. Der Ort sinkt langsam wieder in die einstige Vergessenheit zurück. Aber die Männer von Maskub denken nicht daran, sich damit ohne weiteres abzufinden. Denn man hat allerlei Aufwendungen gemacht, den Fremden zuliebe. Die Not ist größer als je. Und daran trägt natürlich nur die Bergwerksgesellschaft die Schuld. Also hat man sie verklagt. Wegen des erlittenen und des zukünftigen Schadens. Und mit allgemeiner Spannung wartet man der Urteilsfindung.



Lustige Ecke



Sein Standpunkt.

Das Konzert war ausverkauft. Ein Wunderkind von sechs Jahren spielte Chopin. Nach dem ersten Stück ging Grien heim.

„Wollen Sie sich nicht wenigstens das zweite Stück noch anhören?"

Grien grunzte: „Wozu? Jetzt, wo das Kind schon wieder fünf Minuten älter ist?"

*

Einzige Möglichkeit.

Der junge Offizier stand im Examen.

„Stellen Sie sich vor, Leutnant, Sie befänden sich allein im Gelände, von rechts kommt ein feindlicher Stoßtrupp, von links kommt ein feindlicher Stoßtrupp und über Ihnen kreist ein feindlicher Flieger — was würden Sie in diesem Falle machen?"

„Mein Testament, Herr Oberst."

*



„Wollen wir ihm sagen, daß antelephoniert worden ist, daß seine Frau Zwillinge bekommen hat?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.